HEIMATVEREIN SCHÖNAICH E.V.

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE

SCHÖNAICHER MITTEILUNGSBLATT

Ausgabe Nr. 77 • Juli 2018

www.heimatverein-schoenaich.de

Das Geheimnis hinter den Flurnamen

Loh, Lau, Loch, Louch, Lauch, Läule, Lehle, Häule, Hau, Haupt und Häuptle !?

Flurnamen sind Geländebezeichnungen für Äcker, Wiesen, Weiden, Wald, Weinberge usw. Sie überziehen unsere gesamte Gemarkung wie ein Netz. Jedes Gewand trägt einen Namen, der in der Regel ein allgemeines Merkmal beschreibt.

Einmal ist es die Geländeform samt der Bodenbeschaffenheit (Roter Berg), zum anderen die Art der Nutzung (Furthwiesen, Frohnäcker, Egert = nutzlose Fläche) oder das Aussehen (Bühläcker) oder es benennt markante Zeichen oder Gebäude (Schützenhäusle) oder wem es einstmals gehört hatte (dem Geschlecht der Tachenhüser oder die Hadermannshecke oder der Rappoldsrain).

Zu allen Zeiten dienten Flurnamen der Verständigung über die Besitzverhältnisse auf der Gemarkung. Nur mit ihrer Hilfe war eine Orientierung und Ordnung auf den Feldern möglich. Kauf und Verkauf eines Flurstücks sowie Anweisungen über seine Nutzung konnten nur ausgeführt werden, wenn es für die Beteiligten eine sprachliche Übereinstimmung gab. Flurnamen waren aus diesem Grunde früher mindestens genauso wichtig wie heute die Straßennamen.

Alter, Ursprung und Bedeutung der Flurnamen sind nicht immer exakt zu bestimmen. Manche Namen reichen bis in die Anfänge unserer Erstbesiedlung zurück, andere sind erst im Laufe der vergangenen Jahrhunderte entstanden. Sie sind in den Lager- und Güterbüchern nach Gehör geschrieben worden und haben sich dabei oft bis zur Unkenntlichkeit von ihrem ursprünglichen Namen entfernt. Z. B. das Birloch hieß früher einmal Braitenloh und zog sich hinüber zum Bührleshau, welcher früher Bürlenshau bzw. Birlesloh genannt wurde. Die Breite ist ein sehr häufiger Flurname. Man meint damit besonders große Feldstücke. Manchmal findet man auch den Namen Breike oder Braike. Dies ist das gleiche. Oft waren diese Felder im Besitz der reichsten Leute im Dorf.

Ein Loh, das wissen wir, war in der mittelalterlichen Rechtssprache ein in der Regel nicht eingehegter Waldbestand, mehr ein „lichtes Gehölz“ an dem einer oder mehrere Genossen zur Holznutzung berechtigt waren, während die sonstigen Nutzungsrechte auch den übrigen Genossen zustanden. Aus Loh wurde oft über das dialektische ein Loch (siehe Birloch). Das Loh wurde mundartlich auch zu einem Lau und so lag das Wort Lauch nicht sehr weit entfernt. Hier ging es gewiss nicht um den Anbau von Gemüse; oder gar um Schnittlauch. Das Lindenlauch ist so ein typisches Beispiel der Fehlinterpretation. Es sagt uns aber, dass dort „Hender d‘r Kirch“ ein Lindenwald existierte, den man über den „Lyndenpfad“ erreichte. Ein kleiner Rest kämpft im „Hennenreich-Wäldle“ (Albvereinsheim) noch ums Überleben.

Manchmal wurde aus dem Loh, über das Lau, auch ein Hau, was bei den Waldgebieten Häselhau oder Bührleshau sicher so gewesen sein muss. Auch beim Bandhau, der 1830 noch alternativ Breitenhau hieß, wurde vermutlich über das Ausgangswort „Bannloh“ ein „Bannlau“ und dann ein „Bannhau“ und schließlich der „Bandhau“ geformt und bezeichnete ursprünglich einen Bannwald, also ein besonders geschütztes Stück Wald. Der Begriff Bann stammt aus dem Mittelalter. Bannwald stand damals für ein Waldgebiet, in dem das Recht der Nutzung (Forstbann) dem Landesherrn vorbehalten war. Dies galt zunächst nur für die Jagd, später auch für die übrige Nutzung des Waldes.

Oft sind aus dem Wort Loh sogar Ortsnamen wie Lochen, Lochhofen, Eschenlohe oder Gütersloh entstanden. Es brennt „lichterloh“. Oder denken wir an Hohenlohe bzw. die Hohenloher Ebene. Hören wir hinein wie der eingeborene Hohenloher zu seinem Landstrich sagt. Er spricht mundartlich bis heute von „Haulau“. Dies ist keineswegs fränkischen Ursprungs, sondern es hat sich in diesem Landstrich diese altdeutsche Mundart erhalten.

Manche meinen es sei Schwäbisch, andere sagen es handle sich um eine fränkische Mundart. Das kommt aber daher, dass die Hohenloher mal von den Franken bzw. Bayern einverleibt wurden, mal von den Württembergern. Im Rahmen der sogenannten napoleonischen Flurbereinigung gehört nun Hohenlohe seit 1810 zu Württemberg, was durch den Zusatz „Schwäbisch“, z.B. auch den Hallern „annawäch“ aufdoktriniert wurde (Schwäbisch Hall hieß bis 1934 nur Hall). Übrigens findet dieses Wort „annawäch“ (trotzdem) heute im englischen „anyway“ seine Fortsetzung. Auch die Schwaben kennen das Wort „onnaweg“ oder „oinaweg“, meint damit jedoch „sowieso“.

Altdeutsch ist eine Nachfolgesprache aus dem Keltischen und entstand so um 750 bis 1000 n. Chr.
Neuhochdeutsch wurde erst seit Ende des 30-jährigen Krieges (1648) gesprochen.
Eine Allmend hieß z. B. althochdeutsch: algimeinida = Allgemeinheit und wurde neuhochdeutsch zu: allmende = Gemeindeflur.

Besonderheiten unserer Flurnamen.

Selbst in neuerer Zeit gab es Änderungen und Verschreibungen althergebrachter Flurnamen.

Nehmen wir z. B. den allseits bekannten **„Schimmelwasen“** am Ende der Bühläcker. Früher sagte man nur „Auf dem Bühl“. Später setzte man noch das Wort „-äcker“ hinzu, weil man anfing diese frühere Allmende

Schelmenwasen auf dem Bühl Bild von 1927

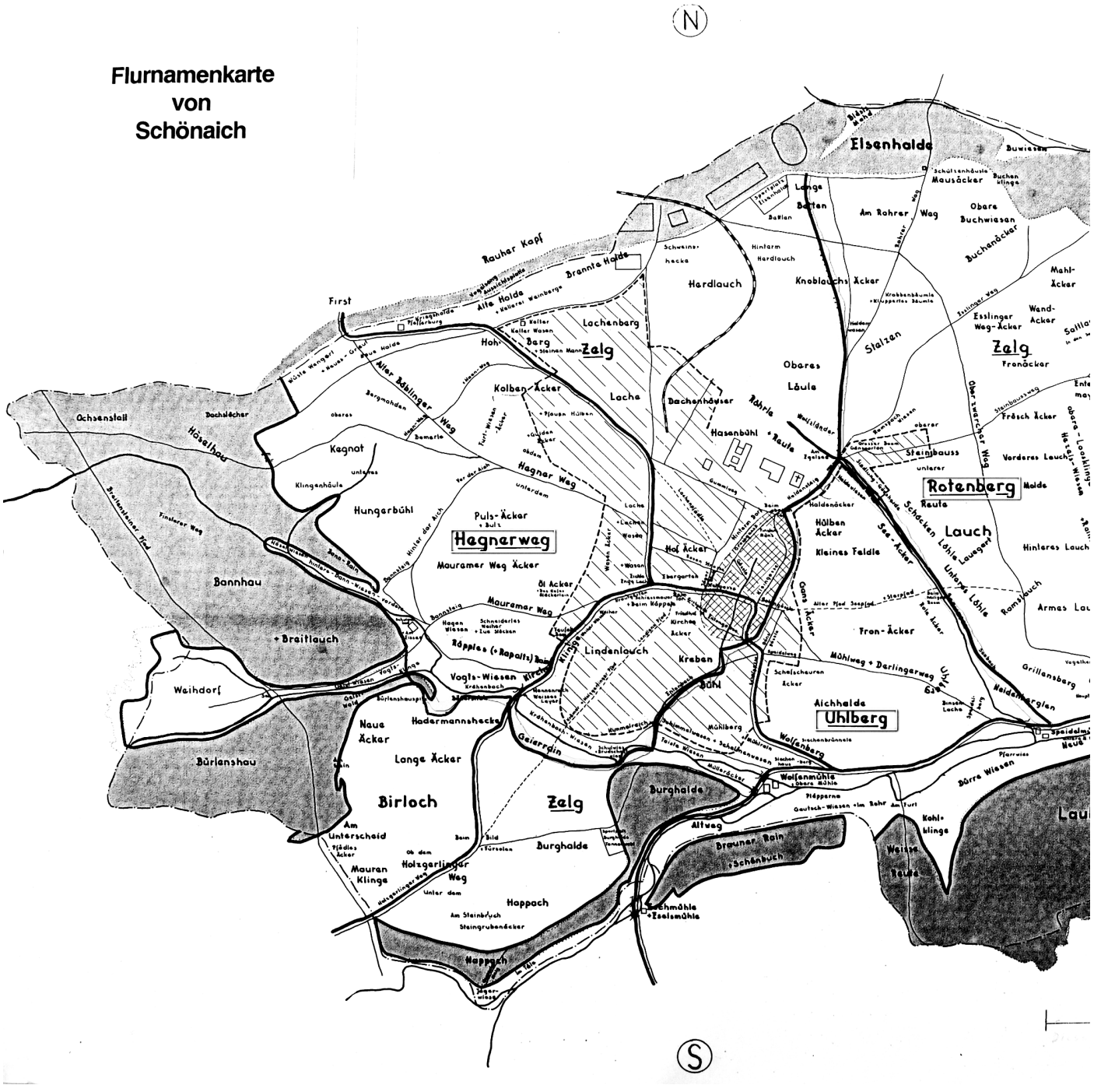
umzupflügen. Am Ende wurde aus dem **„Schelmenwasen“** wie er bis 1850 offiziell in den Lagerbüchern erwähnt wurde, in einer Art Lautverschiebung zum „Schemelwasen“ und hochgedeutscht eben zum heutigen Schimmelwasen, was aber nun gar nicht mehr in die Landschaft passt. Sage nur noch einer, dass es da schimmelig zugeht oder gar früher mal Schimmelpferde gehalten wurden. Solche Verschreibungen gibt es jedoch überall.

In vielen Orten gibt es den Gewannnamen „Fürhaupt“, was historisch völlig falsch interpretiert wird. Alte Karten sprechen noch 1830 eindeutig von Feuerhaupt aus dem über das dialektisch schwäbische Wort „Fuir“ für Feuer, dieses Gebiet nun zu einem Fürhaupt mutierte. Feuerhaupt wurden früher Gebiete genannt, welche langsam aber stetig durch Feuerrodung bzw. Feuerholzgewinnung nutzbar gemacht wurden. Das Holz wurde nicht wie heute im Amazonasgebiet, wild verfeuert, sondern das Brennholz für das heimische Feuer musste hauptsächlich aus diesem Wald entnommen werden. Aus dem zu verfeuernden Wald, dem „Fuirloh“ wurde ein „Fuirlau“. Dann, weil das Holz gehauen wurde, ein „Fuirhau“. Und danach, weil man dort hauptsächlich sein Holz holte, der Name Feuerhaupt, der übrigens ähnlich wie ein Schelmenwasen, fast in jeder Gemeinde zu finden ist. Die Schönaicher haben dazu das Holz des „Lyndenloh“ bzw. des „Herdtloh“ bis hin zum „Armen Loh“ verfeuert.

Gerade der Name Herdlauch bzw. Herdloh, 1522 bereits Herdtlouch geschrieben, deutet darauf hin, dass dieses Holz insbesondere für das Herdfeuer benutzt werden sollte. Irrtümlich wurde oft angenommen, dass der Name von einer möglichen Tierherdenhaltung abstamme.

Überhaupt waren Rodungen oft der Namenspate für neue Flurnamen. „In den Greuthäcker“ sagt nicht, wie man vorschnell vermutet, dass dort Kraut angebaut wurde, sondern besagt, dass hier eine Rodung stattgefunden hat. Oder z.B. der Stadtteil von Stuttgart namens „Neugereuth“. Hier ging es um neue Landgewinnung. Auch unser Flurnamen „Reute“ oder „Weiße Reute“ sagt uns, dass hier einst Wald gestanden hat, der nun mittels Rodung Äcker oder Wiesen weichen musste.

Nähern wir uns nun nochmals dem Flurnamen „Schelmenwasen“. Unter Schelm verstand man zu allen Zeiten



eine Krankheit oder noch besser eine Seuche. Man bezeichnete auch tote Tiere so, wenn sie an Krankheiten gestorben waren. Solche Tiere vergrub man weit außerhalb des Dorfes. So verhinderte man, dass sich weitere Tiere mit den Krankheiten anstecken konnten. Die Stellen, wo diese Tiere vergraben wurden, erkennt man oft an dem Wort Schelmenwasen oder Schelmenäcker und findet sich in fast jeder Gemeinde. Als in Schönaich einmal die Pest wütete, war es schon beschlossenen Sache der Gremien, diese Toten fortan ebenfalls dort zu begraben. Dieses Ansinnen wurde aber nicht verwirklicht. Schließlich baute man aber unweit davon am Wolfenberg beim **Siechenbrünnle,** ein sogenanntes „Siechenhaus“ (Seuchenhaus) um die Ansteckungsgefahr innerorts zu verringern. Geblieben ist bis heute das aus dem alemannischen stammende Schimpfwort „Krommer Siech“. Ein so bezeichneter Mitbürger empfand man stets als einen Ausgegrenzten mit äußerst schlechtem Benehmen.

Steinbruch in der „Gänsheide“ und Äcker „uff dem Steinböss“. Am linken Bildrand (Mitte) sichtbar die Linde. Von den Egelseewiesen /Röhrle aus fotografiert

Siechenbrünnle 1931,

Ein Gewann nennt man z.B. „Hagelwiesen“, was aber definitiv falsch ist. In alten Flurbezeichnungen heißen diese Wiesen „Hagenwisen“. Ein Hagen ist nichts anderes als ein Farren und vermutlich wurde für den Orts-Farrenstall hier das Gras geschnitten. Übrigens stand früher der Farrenstall im „Hagenmenkel“, einer Zwickelgasse der oberen Entengasse. Aus Hagen wurde also ein Hagel.

Die Steinbrüche

Stubensandstein bedeckt etwa 35% der Fläche des Schönbuchs und ist dort, wo er zutage tritt meist bewaldet, da sich eine Rodung zu Ackerzwecken wegen der dünnen Bodenauflage nicht lohnte. Ein ganz besonderes Kapitel ergeben deshalb die Steinbrüche bzw. deren Namen.

„Uff dem Stoabaß“ wäre so ein Hinweis gebender Flurnamen. Jedes Kind in Schönaich weiß mit dem Begriff Steinbass etwas anzufangen und nennt spontan die Häuserzeile am Ortsende Richtung Steinenbronn. Bereits 1522 finden wir diese Stelle unter dem Namen „Uff dem Steinböß“, später auch wieder „Steinbauß“ bzw. „Steinboss“. Damit sind die Äcker gemeint, die oben auf dem Hügel, jenseits der Linde, also hinter dem Anwesen des Zimmereigeschäftes Schönhaar in der „Gänsheide“ zu finden sind. Gleich neben der „Reute“ bzw. „Rüttin“, wie es früher geschrieben wurde. Dort war der ortsnahe Steinbruch der Schönaicher, wo diese ihre Grundlage zum Hausbau hervorholen konnte.

Warum der Name Stoaböß? Alte Menschen, die noch gewölbte Keller aus Sandstein errichtet haben, können sich sicher daran erinnern, dass der Maurermeister dazu einen sogenannten „Bossierhammer“ und verschiedene „Bossiereisen“ (wozu auch das abgebildete Werkzeug namens Krönel zählt) verwendet hatte, um den unförmigen Block in einen setzbaren maßvollen Quader zu bringen. Der Krönel ist ein Hammer, der benutzt wurde, um große Bossen (Überstände an Steinen) abzuschlagen. Hier handelt es sich immer um meißelartige Werkzeuge, die den Stein in Form bringen. Aber man musste die Steine zuerst herausgebrechen oder besser gesagt heraus stoßen, also „herausbosseln“. Dieses Unterfangen gab somit dem Steinbruch den Namen „Steinboss“. Dem Volksmund gefiel jedoch der blumig-musikalische Begriff besser und verwandelte ihn, Historie hin oder her, einfach zu einem Bass.

die Gänsheide lag optimal um den Schutt gleich ins Seebachtal zu kippen. Ein weiterer Bruch ist in der „Weißen Reute“ (an der Laubbachzufahrt) zu finden, wo später dann mal ein Schützenverein seinen Schießstand einrichtete, der ebenfalls noch andeutungsweise zu sehen ist.

Ein ganz besonderer Bruch ist das Anwesen **„Kuppinger“** Richtung Holzgerlingen im Gewann Happach gelegen. Hier wurde nicht von vorn nach hinten, sondern von oben nach unten gegraben um ganz besondere Platten herauszuheben. Leider ist der dort wohnende Grubenbesitzer erkrankt und so wurde auch dieser Steinbruch schnell zur Geschichte, wobei dessen Wohnhaus bis heute bewohnt ist.

Ein längeres Kapitel jedoch war der **Steinbruch in der Burghalde,** neben der Wolfenmühle gelegen. Da ging es um die Gewinnung von Bausand. Schöner „weißer Grabsand“ kam hier zutage und die Gipser und Maurer benutzten diesen recht fleißig zur Fassadenverputzung. Diese Mischung aus relativ weichem Stein, Dreck und Geröll war zusammenge-

Steinbrüche gab es aber nicht nur neben der Linde, sondern auch im „Bandhau“ hinter dem Freibad. Dort kann man links des Weges bis heute noch gut den Einschnitt sehen und rechts des Weges die Abraumhalde. Auch

In der einst kahlen Burghalde wurde 1849, da für Äcker zu steinig, ein Tannenwald angelegt

halten durch toniges Material. Um 1935 war dieser Bruch noch nicht eröffnet, wurde jedoch zügig und so lange ausgebeutet, bis es sich wegen dem hohen Dreckanteil nicht mehr lohnte und man den Sand lieber von Ehningen oder Darmsheim oder gleich vom Rheintal herankarrte.

Auch die Steinquader wurden oft von Dettenhausen aus dem Schaichtal herangekarrt. Dieser Dettenhäuser bzw. Schaichtaler Sandstein findet übrigens bis heute beim Ulmer Münster noch Verwendung. Da man heute möglichst ähnliche Steine für Ergänzungen an historischen Gebäuden nutzt, wurde auf Initiative des Ulmer Münsterbauamt im Schönbuch wieder ein Steinbruch eröffnet. Der Dettenhäuser Stubensandstein ist ein ganz besonderer Stein: Die grobkörnige Variante war besonders gut für Mühlsteine geeignet. Diese funktionierten so gut, dass die hier behauenen Steine im 18. Jahrhundert bis in die Türkei exportiert wurden. Auch zum Bauen war der Sandstein aus Dettenhausen bestens geeignet. Teile des Kölner Domes, die Tübinger Stiftskirche, das Schloss Hohentübingen und das Kloster Bebenhausen sind aus diesem Material errichtet.

Es sei aber erwähnt, dass die Steinquader der 1840 erbauten Laurentius-Kirche, alle aus Steinbrüchen „der hießigen Markung“ entnommen und vor Ort behauen wurden.

Entwicklung des Waldes

In keltischer und römischer Zeit wurde Holz für Bergwerke, die Erzschmelze und für das Salzsieden benötigt, so dass bereits da ein Viertel der ursprünglichen Waldfläche gerodet war. Am Ende der Eisenzeit waren die Waldbestände ziemlich heruntergekommen, da zur Eisengewinnung Unmengen von Holz verbraucht wurden. Der Wald der vorchristlichen Stein-, Bronze- und Eisenzeit war weithin nur noch eine ausgedehnte Viehweide und keinesfalls ein Forst. Weidewälder prägten große Teile der Landesfläche.

Nach der Zeitenwende, unter römischer Besatzung, wuchsen die Bestände wieder. Dem ständigen Druck der germanischen Stämme nachgebend, zogen die Römer jedoch schrittweise ab. Zuerst wurden die rechtsrheinischen Siedlungen nach der Niederlage des Varus aufgegeben. Seit dem 2. Jahrhundert durchstießen einige Völker bereits die Grenze (Markomannen, Langobarden). Im 4. und 5. Jahrhundert überwanden die germanischen Völker auch die letzten Reste des Limes. Pollenanalysen aus dieser Zeit belegen, dass der Ackerbau in weiten Teilen zum Erliegen kam. Aufgegebene römische Kastelle und Gutshöfe wurden wieder Waldland. Die Siedlungsweise im ehemals besetzten Teil veränderte sich. Dauerhafte Siedlungen wurden zugunsten der halbsesshaften Besiedlungsform aufgegeben. War der Wald und Boden um eine Siedlung erschöpft, zogen die Bewohner weiter.

In den Wirrnissen der Völkerwanderung breitete sich also der Wald in Mitteleuropa wieder aus. Am Ende der Völkerwanderungszeit nahm aber auch die Besiedlung wieder zu. Vor allem auf ackerbaulich geeigneten Böden entstanden bald gefestigte Strukturen.

Zeit der Rodungen

Als großes Zeitalter der Rodungen gilt das Mittelalter. Nach der Ausbreitung des Waldes folgten im frühen und hohen Mittelalter wegen des Bevölkerungswachstums großflächige Rodungen. Sie dienten einerseits der Erschließung neuer Siedlungsflächen, andererseits der Gewinnung von Bau- und Brennholz. Diese Periode hat die Landschaften großer Teile Mitteleuropas bis heute geprägt.

Zur Zeit der Karolinger wurden die von den Römern einst erschlossenen Gebiete wieder besiedelt. Orte mit -heim, -hausen bzw. -weiler entstanden. Diese erste große Phase der Rodungen dauerte von etwa 500 bis etwa 800.

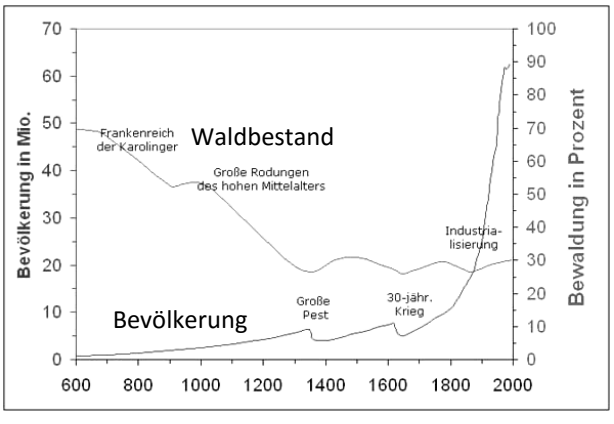
Hier wurden aus den Loh‘s sog. Louch- oder Reutteäcker. Da wurden vor allem gut erreichbare und nährstoffreiche Böden erschlossen (z. B. Lindenlauch, Herdlauch). Nach dem Jahr 800 stockte die Besiedlung und Rodung der Wälder in Mitteleuropa. Bedingt durch Seuchenzüge und den Einfall fremder Völker (im Norden die Raubzüge der Normannen, im Süden die Ungarneinfälle) stieg die Bevölkerungszahl nicht wesentlich an.

Die hohen Mittelgebirgszüge blieben in dieser Phase menschenleer. Erste dauerhafte Siedlungen lassen sich im Schwarzwald z. B. erst ab etwa 1000 nachweisen, auch der Harz war zu dieser Zeit nur von schwer begehbaren Pfaden durchzogen. Aber auch stromnahe Auwälder (z. B. am Rhein) blieben aufgrund der Unberechenbarkeit der Flüsse noch erhalten. Der Waldanteil betrug damals rund 75%.

Ab 1100 setzte die zweite große Rodungsperiode ein. Die gewonnen Flächen wurden damals bereits „Schlag“ oder „Hau“ bzw. „Haupt“ genannt.

Waldflächen wurden bis 1300 gerodet bzw. landwirtschaftlich durch Waldweide so intensiv genutzt, dass sie ihren Waldcharakter verloren.

Am Ende des 14. Jahrhunderts hatte sich ein Verhältnis zwischen Kultur- und Waldfläche gebildet, das mit rund 30% ungefähr dem heutigen entspricht. Doch ein mittelalterlicher Wald, in den zum Beispiel Schafe und Schweine zur Waldweide getrieben wurden, hat mit einem heutigen Wirtschaftswald nichts gemein und wäre für uns auch als solcher nicht mehr erkennbar. Doch was gerodet wurde, blieb gerodet.

Im Zeitraum zwischen 1750 und 1850 befand sich der Wald in seinem schlechtesten Zustand. In Schönaich wurden hier die letzten Feldgehölze im Unter- und Oberlehle (bzw. -läule) und im Klingenhäuptle (bzw. -häule) gerodet. Um 1800 waren kaum noch in sich geschlossene Wälder vorhanden. Erst seit etwa 1870 sind, durch Verbot der Waldweide, die Wälder, wie wir sie heute vorfinden und als selbstverständlich ansehen, systematisch wiederaufgeforstet worden. Württemberg ist heute zu 38% mit Wald bedeckt.

Viele Orte und Regionen verdanken ihre Namen dem Wald. So etwa Waldenbuch, Waldkirch u.a. Interessant sind natürlich Ableitungen von Ortsnamen, die nicht sofort den Wald in den Vordergrund stellen, so Rüti, Rütli oder Reutlingen bzw. Reute in Tirol, welche ihren Ursprung der Landgewinnung durch Waldrodung mit der Axt zu verdanken haben. Als Gegensatz dazu seien die Ortsnamen Schwanden oder Schwendi genannt, die auf die Rodung mit Feuer (im althochdeutschen = swentan; heute = schwinden) zurückzuführen sind. Leute die dort wohnten, nannte man die „Reuter‘s“ oder die „Schwendner‘s“ oder schwäbisch den „Schwendle“ oder gar die „Feuersenger“ bzw. „Brandstätter“. Blieb ein wenig Wald dabei stehen, sagten die Altvorderen dazu althochdeutsch scahho = Schachen, und die dort Wohnenden hießen synonym dazu „Schachenmaier“ oder „Schechinger“.